

HEFTE AUS TAIZÉ  
13

Frère François

Ist Christus  
zerteilt?

Eine unmögliche Frage

Als Paulus feststellte, dass sich die junge Kirche von Korinth mehrfach aufgespalten hat, stellt er nichts weniger als die Frage: „Ist Christus zerteilt?“ (1 Korinther 1,13) Alle berufen sich auf ihn, niemand jedoch scheint sich zu fragen, welchen Platz Christus in diesen Abspaltungen einnimmt. Sie schließen sich zu verschiedenen Fraktionen zusammen, verkennen dabei jedoch, dass er ein und derselbe, ein einziger für alle ist. Es kommt ihnen nicht mehr in den Sinn, dass er mit der Macht gekommen ist, zu vereinen und zu

versöhnen. Können sie, wenn sie dieser Logik folgen, noch vermeiden, mehrere Christusse zu schaffen, jeder nach seinem Geschmack, nach den eigenen Vorstellungen? Sie laufen Gefahr, ihn, der nicht eine Idee, sondern eine lebendige Person ist, zu zerstückeln. Sie unterwerfen ihn, der auferstanden ist, der der Neue Mensch ist, der Praxis des Alten Menschen.

## Konzentrische Kreise

Die Beziehungen zwischen christlichen Kirchen sind ständig im Fluss. Vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil herrschte eine gleichsam zeitlose Sicht des Zustandes der Teilung vor. Man beurteilte die anderen Kirchen mit Kategorien, die man aus der Zeit der Zerwürfnisse ererbt hatte. Einer der wichtigsten Schritte Papst Johannes XXIII. war es, die Christen schlicht dazu einzuladen, ihre Uhren nachzustellen. Er bediente sich nicht neuer doktrinärer Ideen, sondern bewegte eine große Zahl von Christen dazu, die anderen mit neuen Augen zu sehen und nicht Formen zu wiederholen, die der Wirklichkeit, in der sie lebten, nicht länger entsprachen, wobei ihm seine Güte und seine Einfachheit zustatten kamen. Er war in der Geschichte bewandert und erkannte, inwiefern die Gegenwart die früheren Gegebenheiten verändert hatte. Und seine vom Geist der Seligpreisungen durchdrungene Persönlichkeit bewirkte zunächst kaum merkliche, auf lange Sicht aber folgenreiche Veränderungen.

Sind wir dieser neuen Logik bis ins Letzte gefolgt? Johannes XXIII. hat das Bild von konzentrischen Kreisen verwendet. Ist es erlaubt, den Nachdruck auf das Wort „konzentrisch“ zu legen? Die verschiedenen Kirchen werden im Allgemeinen als *nebeneinander* angeordnete Kreise betrachtet, die sich vielleicht an den Rändern berühren oder höchstens teilweise überlappen.

Alle Kirchen haben indes ihre Mitte gemeinsam, Christus. Müssten sie es von daher nicht lernen, sich anders zu sehen, nämlich als konzentrische Kreise, Kreise, die *ineinander* liegen, aufgrund der ihnen allen gemeinsamen Mitte, die nicht zerteilt werden kann? Um seinetwillen, um Christi willen und aufgrund der lebendigen Beziehung, die jede mit ihm pflegt, kann sich keine Kirche außerhalb der anderen stellen. Jede trägt die anderen in sich. In dem Maß, in dem sich jede der Mitte nähert, kann sie nicht anders, als sich gleichzeitig den anderen zu nähern, und bei dieser Bewegung auf die Mitte zu können die Divergenzen nur geringer werden.

In einem seiner Briefe spricht Paulus vom einem „Gesetz Christi“ das unser christliches Leben inspirieren soll (Galater 6,2). Was war dieses Gesetz Christi? Bei seiner Taufe hat sich Jesus geweigert, von den anderen Menschen Abstand zu nehmen wie einer, der gerechter, reiner oder unschuldiger wäre als sie. In jenem entscheidenden Augenblick, mit dem sein öffentliches Wirken beginnt, stellt er sich entschieden unter die Menschen, die mit der Bitte um die Taufe des Johannes ihre Sünden bekennen. Er wusste, dass hier der ihm zugedachte Platz war, im Wasser des Jordans, mitten in der Menge, die der Erlösung bedurfte.

Diesen Platz nimmt Jesus daraufhin bis zum Ende ein. Er wird während seines gesamten Wirkens nie mehr von dem bei der Taufe eingeschlagenen Weg abweichen, selbst wenn dieser Weg ihn ans Kreuz führen muss. Mit welchem Wort kann man diese Vorgehensweise Jesu zum Ausdruck bringen? Sie bestand nicht nur darin, sich zu unserem Vertreter vor Gott zu machen oder im Namen Gottes die menschliche Natur und das Los aller Menschen auf sich zu nehmen. Nein, es handelte sich darum, soweit wie nur möglich zu gehen: Er wollte auf den Tiefpunkt hinabsteigen, um keinen Menschen von der durch den Vater angebotenen Gemeinschaft auszuschließen. Er hat aus freien Stücken den Platz des Ausgeschlossenen eingenommen, um den Ausschluss selbst zu brechen. Ich stelle mir sein Vorgehen wie das eines Freundes vor: Er hat eine Geste äußerster Freundschaft gemacht, um den anderen in seinem Ausgeschlossensein zu erreichen, sich sichtbar an seine Seite zu stellen, wie er behandelt zu werden und so den Kreis der Gemeinschaft weiter zu ziehen, über alle menschlichen Vorurteile hinaus. Das zutreffende Wort wäre „Stellvertretung“, soweit dabei klar bleibt, dass Jesus uns nicht von unserem Platz verdrängt, wenn er die Stellvertretung übernimmt, sondern sich noch unterhalb des Letzten von uns stellt, um auch ihn in die Gemeinschaft mit dem Vater hinein zu nehmen.

Müsste sich dieses Geheimnis der Stellvertretung nicht auch in den Beziehungen zwischen den verschiedenen Kirchen niederschlagen? Wir Christen des 20. Jahrhunderts haben eine Spaltung geerbt, die wir nicht gewollt haben. Für die Brüche, die sich in der Vergan-

genheit vollzogen, sind wir nicht verantwortlich zu machen. Wir wurden in diese Verhältnisse hineingeboren. Die Generationen vor uns haben die Gegensätze manchmal sogar kultiviert, weil der Zustand der Spaltung immer wieder neu gerechtfertigt werden musste. Und dieser Zustand der Spaltung wurde auch reichlich in andere Kulturen und Erdteile hineingetragen.

Mit welchen Augen sehen wir heute diese Gegebenheit? Mit neuen Augen? Wenn sich Menschen als Rivalen verstehen, mustern sie sich notwendigerweise aus einem gewissen Abstand heraus. Finden wir Wege, von innen her zu sehen, was die anderen beseelt? Wenn für uns Christus sich in der Mitte unseres kirchlichen Lebens befindet und wenn er für Christen anderer Traditionen gleichermaßen in der Mitte steht, auf welche Weise sollen wir uns dann gegenseitig betrachten? Der Kreis, den wir bilden, befindet sich vielleicht innerhalb eines anderen, oder der der anderen wird vielleicht von uns getragen. Das Bedürfnis, sich von anderen Traditionen abzusetzen, könnte zur Folge haben, dass wir uns von der Mitte entfernen, auf die wir uns berufen. Unter verschiedenen Traditionen geht es um mehr, als ein Sich-Ergänzen oder ein Nebeneinander; es könnte ohne weiteres sein, dass wir ineinander verzahnt sind. Um Christi willen, der nicht zerteilt sein kann, sind wir mit dem solidarisch, was die anderen von ihm empfangen haben, mit dem, was sie durch ihn inspiriert gegenwärtig leben.

## Kein Heil ohne Einheit

Bevor sich aus der Vorstellung konzentrischer Kreise praktische Konsequenzen ziehen lassen, muss man sich darüber im Klaren sein, welche Auffassung die Verfasser des Neuen Testaments von der Einheit in Christus hatten. Warum kann Christus nicht zerteilt sein?

Allzu oft wurde das Kommen Jesu dargestellt, als hätte er lediglich ein persönliches Heil gebracht: Jeder, der an ihn glaubt, empfängt für seinen Teil die Vergebung seiner Sünden, die Befreiung von dem, was ihn gefangen hält. Diese Darstellung ist nicht falsch, läuft aber Gefahr, einseitig zu werden. Denn mit dem Verzeihen bringt Jesus *sich selbst*. Indem er stirbt und aufersteht, ist er zum Erstgeborenen einer versöhnten Menschheit geworden, Anfang und Keim einer neuen Menschheit (Kolosser 1,18). Alle, die sich durch die Taufe in ihn hineinstellen, bilden seither eine Menschheit, die nicht mehr der Zwangsläufigkeit von Spaltungen unterliegt.

Von Natur aus neigen wir ausnahmslos alle zu Rivalitäten. Dem entkommt kein Mensch. Indem Jesus in vollkommener Selbsthingabe am Kreuz starb, hat er im Kern der Menschennatur absterben lassen, was wir alle gemeinsam haben, nämlich das Bedürfnis nach Auseinandersetzungen, das sich in jedem regt. Wenn wir uns im Augenblick der Taufe mit ihm vereinen, haben wir abgelegt, was dem Alten Menschen eigen ist: mehr sein zu wollen als die anderen und sich mit diesem Ziel der Spaltungen zu bedienen. Gemeinsam bilden wir seither „einen einzigen neuen Menschen“, „einen einzigen Leib“

(Epheser 2,15). Wir haben die Auferstehung nicht nur zu verkünden. Gott erwartet von seiner Kirche, dass sie sie verkörpert und veranschaulicht.

Die übliche Darstellung des Heils hat bewirkt, dass das Christentum in den Augen vieler Menschen Züge einer „Religion“ annahm, die auf die individuellen Bedürfnisse des Menschen eingeht. Freilich gibt es kaum ein tieferes Bedürfnis im Herzen des Menschen als das, Vergebung zu erlangen. Alles, was das gemeinschaftliche Leben unter den Christen anlangt, wurde dabei jedoch auf ein institutionelles Problem oder einen Gegenstand moralischer Ermahnung verkürzt. Die Sichtweise des Apostels Paulus geht aber tiefer. Tief in uns, wo die Vergebung uns zu neuen Menschen macht, macht uns auch das Heil zu Menschen der Gemeinschaft, denn es rettet uns nicht nur inwendig, sondern zieht uns zusammen mit allen anderen hin zu Gott, es durchbricht dabei die Vereinzelung und heilt die verletzten Beziehungen.

Zum Heil gehört also eine ganz neue Gemeinschaft, die nicht nur darin besteht, alle zu versammeln, die zusammenkommen wollen, sondern die man dort empfängt, wo Christus uns zu neuen Menschen gemacht hat, an der Wurzel unseres Wesens. Der Aufruf zum Glauben, den wir gehört haben, stellt uns von vorneherein „in einen einzigen Leib“ hinein (Kolosser 3,15). Ein Christ, der sich innerhalb der Grenzen seiner Individualität zurückziehen würde, hätte die Tragweite seines Heils nicht recht verstanden. Wirkliche Einheit unter Menschen ist möglich geworden, eine Einheit, die allein deren wahrer Würde entspricht.

Wir haben uns unter Christen in der Vergangenheit viel Böses zugefügt, und dieses Böse beschränkt sich nicht auf eine nicht enden wollende Polemik oder den Einsatz von Zwang und Gewalt. Das Böse liegt in der Tatsache, es zugelassen zu haben, dass sich die Spaltung vollzog. Noch heute geben wir zu leichtfertig einer Logik der Auseinandersetzung nach und räumen dem Anspruch auf Einheit nicht den Vorrang vor allem Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung ein.

## Das Gebet der entscheidenden Stunde

Es gibt eine paulinische Art und Weise, die Einheit zu verstehen: der gestorbene und auferstandene Christus, der in sich die ganze Menschheit enthält. Diese Sichtweise – alle Menschen sozusagen bereits in Christus versammelt – ist dem modernen Menschen kein vertrauter Gedanke, wenn dieser sich auch stets der grundlegenden Einheit der gesamten Menschheit bewusst bleibt. Johannes verbindet die Einheit der Christen ebenfalls mit dem Leiden Jesu, allerdings auf dramatischere, existenziellere Art.

Er sagt nicht nur, dass Jesus „sterben musste, um die versprengten Kinder Gottes wieder zu sammeln“ (Johannes 11,51-53). Bei ihm hat die Einheit ihren Platz in den letzten Augenblicken, die Jesus mit seinen Jüngern verbringt. Man kann sicher sein, dass Jesus während dieses Mahls für die Einheit derer gebetet hat, die ihm

anvertraut worden waren. Der Evangelist hat wie auch in anderen Fällen die Intention dieses Gebets erweitert; hinter den Worten lässt sich aber noch der geschichtliche Kern ausmachen: „Heiliger Vater, bewahre sie [die Apostel] in deinem Namen, den du mir gegeben hast, damit sie eins sind wie wir“ (Johannes 17,11).

Diese Bitte steht in der Tat im Zentrum des großen Gebets im 17. Kapitel des Evangeliums. In seiner erweiterten Fassung beginnt es mit der Erwähnung der gemeinsamen „Herrlichkeit“ des Vaters und des Sohnes (V. 1-5) und endet mit dem Einschub über die Aufnahme der zukünftigen Einheit aller Glaubenden in eben diese gemeinsame Herrlichkeit (V. 20-26). Zwischen diesen beiden Textstücken steht, worum Jesus für die Apostel bittet, die ihn in jenem Augenblick umgeben. Dieser Abschnitt (V. 6-19) nimmt ebenfalls eine konzentrische Struktur an: Die zentrale Bitte, die sich auf die Einheit bezieht (V. 11) wird durch zwei weitere Bitten eingerahmt, die beide zunächst negativ formuliert sind: „Nicht für die Welt bitte ich, sondern für alle, die du mir gegeben hast“ (V. 9) und „Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt nimmst, sondern dass du sie vor dem Bösen bewahrst“ (V. 15). Vor und nach diesen Bitten wird die Lage der Apostel beschrieben, das, was ihnen anvertraut ist (V. 6-8) und das, womit sie beauftragt sind (V. 16-19).

Es ist wichtig, sich vor Augen zu führen, dass der Augenblick dieses Gebets, „die Stunde“, wie Johannes sagt, dramatisch war. Jesus hat sicherlich derart nachdrücklich zu seinem Vater gebetet, damit die Apostel geeint bleiben. Er muss vorausgeahnt haben, dass sein Tod bei

ihnen eine so tiefe Bestürzung auslösen würde, dass sie Gefahr liefen sich zu zerstreuen, jeder in seine Richtung, zurück zu dem, was sie um seinetwillen anfänglich verlassen hatten (Johannes 16,32; Markus 14,27). Wer könnte aber Zeugnis ablegen, wenn sie nicht zusammen blieben? Das Werk, das der Vater ihm zur Ausführung aufgetragen hatte (V. 4), wäre buchstäblich verschwiegen worden. Niemand hätte davon erfahren.

Für die Welt zu beten hatte in jenem Augenblick keinen Sinn. Es ging zu allererst darum, dass die paar menschlichen Zeugen so geeint blieben, dass der Versucher (der „Böse“ V. 15) keine Macht über sie erlangte. Jesus kann nicht einmal an ihre Glaubensstärke appellieren. Was sie zusammenhalten muss, ist der „Name“, den der Vater seinem Sohn gegeben hat, jener Name, der Gott eigen ist, objektiver und gefestigter als der zerbrechliche menschliche Glaube. Man könnte ihn als ein Bündel Lichtstrahlen beschreiben, das aus dem geöffneten Herzen Gottes herabfiel und sich unaufhörlich im Wesen Jesu spiegelte: In dieser Wirklichkeit sollten die Apostel zusammenbleiben können, so wie der Sohn mit dem Vater vereint blieb. Wenn ihnen das gegeben ist, wird ihr Zeugnis glaubwürdig sein.

Die kommende Einheit der zukünftigen Glaubenden (V. 20) hängt für Johannes an diesem Augenblick tiefen Ernstes, in dem Jesus sich anschickt, sein Leben hinzugeben. Es scheint, als würde in jener Stunde alles zusammenbrechen. Einige Menschen, ebenso arm und zerbrechlich wie wir, konnten jedoch dank des Gebetes Jesu vereint bleiben. Und dieses Gebet trägt bei Gott weiterhin die Einheit der Christen durch die Jahrhun-

derte, denn diese Einheit muss immer wieder neu den einzigartigen Charakter der Offenbarung des Vaters in seinem Sohn bestätigen und muss sichtbar machen, wie die Menschen in Gott vereint sein können.

## Eine spannungsvolle Einheit

Das große Anliegen des Gebetes Jesu bei Johannes 17 ist die Einheit, aber es ist dort auch von der Aussendung der Apostel die Rede (V. 18), von ihrem Wort und dem Glauben, den es wecken kann (V. 20). Manche Kommentatoren meinten in diesem Gebet einen platonistischen, fast gnostischen Symbolismus zu erkennen: Die Einheit der Kirche werde hier als etwas Statisches gesehen, als hätte sie lediglich die unbewegliche Einheit zwischen dem Vater und dem Sohn widerzuspiegeln, wie sie im Himmel besteht. Dabei wird vergessen, dass sich die Einheit zwischen dem Vater und dem Sohn im irdischen Wirken Jesu in einem Kampf erwiesen hat, und dass sie dort als eine unaufhörlich erneuerte Übereinstimmung zwischen zwei Willen durchgetragen wurde. Nicht anders wird es sich mit der Einheit der Christen verhalten: Sie hat sich in ihrem Wirken zu konkretisieren und wird demzufolge stets Spannungen und Anfechtungen unterliegen. Auf Erden wird sie sich nie anders verwirklichen als durch ein Wachsen, eine Art Annäherung an die vollkommene Einheit (Johannes 17,23). Die „Herrlichkeit“, die ihr verheißen ist, die Strahlkraft in der Liebe, kann nur erreicht werden, wenn die Christen sie mit aller Liebe untereinander wahren.

Zwei Pole müssen also in unserer Vorstellung von der Einheit der Christen in einem Spannungsverhältnis bleiben: Ihr Modell ist die Gemeinschaft zwischen dem Vater und dem Sohn, gleichzeitig aber erschließt sie sich den Menschen, denen es möglich sein muss, zum Glauben zu gelangen. Sie trägt ihren Wert voll und ganz in sich selbst, denn sie allein kann erweisen, dass Jesus Recht hatte, als er sagte, dass er mit dem Vater eins ist. Gleichzeitig aber muss sie dienen; sie zielt über sich selbst hinaus, denn sie gilt jener Welt, die von außen her zur Erkenntnis des Glaubens eingeladen ist; V. 23).

Die Gegebenheiten im Neuen Testament zeigen dies vortrefflich: Es gibt nicht nur menschliche Unvollkommenheit, die die Einheit bedroht, unvermeidliche Rivalitäten zwischen Einzelnen und Parteien. Durch den gesamten Leib der Kirche geht eine tiefere Spannung, die von der Tatsache herrührt, dass die Kirche nur in unlösbarer Verflechtung mit der Geschichte existiert, dass sie sich selbst in der Geschichte zu verwirklichen hat. Den „kommenden Zeiten“ hat sie darzulegen, dass die Gnade Gottes für alle Menschen unendlich reich ist (Epheser 2,7). In ihrer Ausdehnung über die ganze Oberfläche der Erde muss sie allen den Frieden Christi zukommen lassen, die noch zu „den Fernen“ (Epheser 2,17) gehören. Im Laufe dieses Weges durch Zeit und Raum stellt sie keine andere Bedingung für die Zugehörigkeit zu Christus, als das „Vertrauen des Glaubens“ (Epheser 3,12). Denn niemals kann ein bestimmter Lebensstil, ein Kulturerbe oder ein Moralkodex das Evangelium abschirmen und Menschen zurückhalten, die sich Christus nähern wollen. Jeder Mensch muss überall, jederzeit und

in jeglicher Kultur die befreiende Gnade des Heils empfangen können.

Hierin liegt die der christlichen Einheit eigene Spannung, die keineswegs negativ ist, sondern mit wachem Geist ausgehalten sein will: die Gratuität des Heils und den höchst personalen Charakter des Glaubens bewahren und sich gleichzeitig darum bemühen, mit äußerster Sorgfalt „die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu wahren“; bis ins Letzte den einzigartigen Weg jedes Menschen zu Christus achten und dennoch diesen Weg in die Erkenntnis eines „einzigsten Glaubens“ (Epheser 4,5) münden zu lassen – den Glauben der Kirche –, der für uns immer etwas ist, das wir empfangen, und der nie für einen vereinzelt Glaubenden erreichbar ist; oder, um es noch einmal anders zu sagen: dem Anspruch auf Einheit den Vorrang geben, ohne darüber zu vergessen, dass diese Einheit unablässig über sich selbst hinauszuwachsen hat, weil die Auferstehung Christi die ganze Geschichte hindurch dessen Leib „wachsen“ lässt (Epheser 4,16).

Dieses Wachstum wirft unvermeidlich unerwartete Fragen auf, die auch Fragen nach der Wahrheit sind. Im mehrfach zitierten Kapitel des Epheserbriefs sagt Paulus, wir sollten „von der Liebe geleitet uns an die Wahrheit halten und in allem wachsen, bis wir Christus erreicht haben“ (4,15). Jedes Wachstum auf Christus hin setzt deshalb voraus, dass die Wahrheit und die Liebe seither unzertrennlich sind. Beide nähern sich einander an, indem jede sich dem nähert, der das Haupt ist, Christus. In der Vergangenheit hat der Nachdruck, der auf die Wahrheit gelegt wurde, den Christen manchmal den

Eindruck vermittelt, sie seien von den Anforderungen der Liebe freigestellt, so als müsse die Wahrheit (so wie sie aufgefasst wurde) ohne weiteres über allem anderen stehen. Tatsächlich aber muss die Liebe, wenn die Wahrheit ausgesprochen werden muss, umso größer werden. Als Beispiel können die zwischenmenschlichen Beziehungen dienen: Den größten Aufwand an Liebe verlangt es nicht, ein Ja zu sagen; ein Nein verständlich zu machen, verlangt viel mehr.

Nur die Christus gemäße Liebe kann es ermöglichen, dass die Wahrheit einsichtig wird und man herausfindet, was im Eigentlichen ihren Kern ausmacht. Wie könnte man angemessene Worte finden, um begreiflich zu machen, worauf die Wahrheit abzielt, ohne selbst an der überfließenden Liebe teilzuhaben, die sie auszudrücken sucht? Und wenn in bestimmten Zeitläuften eine etwas überzogene Glaubensaussage nahe lag, muss es doch möglich sein, dass die Liebe diese Übertreibung wieder mäßigen kann, sobald die Gefahr vorüber ist. Für Paulus begegnen sich Wahrheit und Liebe im Zusammenhang mit dem *Wachstum*, eine Sichtweise, die niemals statisch ist.

Auf diese der Einheit innewohnende Spannung trifft man bereits in der Apostelgeschichte. Wir sehen dort, wie Paulus nichts unversucht lässt, damit den Gläubigen, die aus der heidnischen Welt kommen, nicht Bedingungen auferlegt werden, die sie an der Gratuität des Evangeliums Christi zweifeln lassen. Und noch eine andere Vorgehensweise des Apostels wird herausgehoben: Er unterwirft sich sehr eigentümlichen jüdischen Bräuchen (21,24) und setzt sogar bei einer Reise nach Jerusalem sein Leben aufs Spiel (21,11-12), einzig und

allein, um seine Gemeinschaft mit der Mutterkirche unter Beweis zu stellen. Um Christi willen ist es Paulus sich schuldig, „allen alles“ zu sein (1 Korinther 9,22). Tritt eine Spannung auf, hat er sie also zunächst in sich selbst zu bewältigen.

## Keiner lebt für sich selbst

Wie können wir nun das Bild von den konzentrischen Kreisen auf die heutigen Gegebenheiten anwenden? Christus hat seinen Platz im Herzen des Lebens jeder Kirche. Was andere Christen in seinem Namen leben, können wir nicht mehr als uns fremd betrachten. „Keiner lebt für sich selbst..., denn wir gehören Christus“ (Römer 14,7-8). Um Christi willen bestehen die christlichen Denominationen nie nebeneinander. Was sie als Wesentlichstes haben, zieht sich durch sie alle hindurch.

Das Bild des Kreises findet bei Dorotheos von Gaza (4. Jahrhundert) eine vortreffliche Verwendung: „Nehmt an, auf der Erde sei ein Kreis gezeichnet, das heißt eine mit einem Zirkel kreisrund gezogene Linie, und ein Mittelpunkt. Die Mitte des Kreises heißt bezeichnenderweise Zentrum. Stellt euch vor, dass dieser Kreis die Welt, und das Zentrum Gott ist; die Strahlen sind die verschiedenen Lebenswege und Lebensweisen der Menschen. Wenn die Heiligen, die sich Gott nähern wollen, auf die Mitte des Kreises zugehen, nähern sie sich je weiter sie ins Innere gelangen umso mehr einander und gleichzeitig Gott. Je mehr sie sich Gott nähern desto



mehr nähern sie sich einander; und je mehr sie sich einander nähern umso mehr nähern sie sich Gott.“

Das Thema der Stellvertretung lässt sich ohne weiteres auf die Logik dieses Bildes anwenden: Ich kann mich nicht Gott annähern, ohne immer näher in mein Leben hineinzunehmen, was die anderen leben, indem sie sich ihm nähern, und ohne ihnen Raum zu lassen, damit sie sich ihm nähern können. Nichts im Leben der anderen lässt mich gleichgültig. Um Christi willen fühle ich mich durch alles betroffen, was von ihm kommt. Denn er ist der Lebende, der bei allen am Werk ist, die zu ihm beten.

Hat Frère Roger, als er überaus deutlich seinen Willen äußerte, „in sich den Glauben seiner Ursprünge mit dem Geheimnis des katholischen Glaubens zu versöhnen, ohne mit irgend jemand die Gemeinschaft zu brechen“ nicht zu verstehen gegeben, dass er aus einer Evidenz lebte, die für ihn stärker war als die der Spaltung? Und hat nicht Frère Alois, als er im „Brief aus Cochabamba“ einen „Austausch der Gaben unter den verschiedenen christlichen Traditionen“ vorschlug, an eine Wirklichkeit appelliert, die „bereits begonnen hat“?

Ich möchte in einigen Zeilen skizzieren, wie das Bild von den Kreisen unter Umständen angewendet werden könnte. Von allen Kirchen hat wohl die katholische Kirche die Universalität am besten verwirklicht, auf die der christliche Glaube Anspruch erhebt. In ihr konnten sich keine Abschottungen in Nationalkirchen breit machen. Das petrinische Dienstamt, das Dienstamt des Nachfolgers des Apostels Petrus auf dem Bischofssitz von Rom, ermöglichte es, überall, wo die Kirche sich befindet,

einen starken Zusammenhalt aufrecht zu erhalten, einen Zusammenhalt, der sich heute auf die ganze Oberfläche des Planeten erstreckt. Dies verdankt sich einer bestimmten institutionellen Form, wobei man freilich anerkennen muss, dass hinter dieser institutionellen Form die Jahrhunderte hindurch ein außergewöhnlicher missionarischer Elan stand, der von einem authentischen Ruf zur Heiligkeit getragen wurde.

Ist es möglich, von der katholischen Kirche zu erbitten, ab jetzt verstärkt das Leben von Menschen mit hineinzunehmen, die zwar außerhalb von ihr geboren wurden, aber durch ihren Glauben (ihre Taufe) und ihr Streben nach sichtbarer Einheit zu Christus gehören? Kann man von ihr erwarten, dass sie mit diesen Menschen rechnet, bei allem, was sie behauptet und unternimmt, und dass sie vermeidet, was diese von ihr entfernen oder sie verletzen könnte? Wenn sie eine wahre Berufung zur Universalität verspürt, fühlt sie dann nicht auch irgendwo im Tiefsten, dass sie alle diese anderen Christen in sich trägt? Und ist sie bereit, wenn sich eine Frage nach der Wahrheit stellt, in der Liebe über sich selbst hinauszuwachsen?

Eine solche Maßgabe erfordert tiefe Selbstlosigkeit und dürfte niemals als eine Art Anschluss von Christen anderer Konfessionen aufgefasst werden können. Sonst ginge es in eine Richtung, die dem Gedanken der Stellvertretung entgegengesetzt ist. Dieser besteht nämlich in der Weigerung, die anderen aus der Gemeinschaft auszuschließen, die man selbst empfangen hat, ja in dem Verlangen, sich von Christus ihnen gegenüber eine Ver-

antwortung verleihen zu lassen, die uns nicht über, sondern eher unter die anderen stellt.

Das petrinische Dienstamt bleibt in den Augen vieler zwar ein Hindernis für die Wiedervereinigung, aber gerade es gibt einem einzigen Menschen die Gelegenheit, eine solche Ausweitung seiner Verantwortung auf sich zu nehmen. Dies geschah während des gesamten Pontifikats Papst Johannes XXIII., aber auch auf sehr eindringliche Weise in dem Augenblick, in dem Papst Paul VI. auf dem Weg zur Vollversammlung der Vereinten Nationen die Beobachter der anderen Kirchen, die beim Konzil anwesend waren, fragte, ob er auch in ihrem Namen sprechen könne; oder ebenfalls im Jahr 2000, als Papst Johannes Paul II. das Ende des Jahrtausends durch ein großes Sündenbekenntnis der katholischen Kirche prägen wollte. Christen anderer Kirchen sahen damals neidvoll auf die Kühnheit eines solchen Schrittes, zu dem augenscheinlich nur ein solches Dienstamt im Stande war.

Welchen Beitrag können indes die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen bei dieser Sichtweise konzentrischer Kreise leisten? Es scheint mir, dass diese Kirchen nachdrücklich an einen ganz bestimmten Aspekt des Neuen Bundes erinnert haben, den Jesus durch seinen Tod und seine Auferstehung geschlossen hat, und den zu vernachlässigen die eher institutionalisierten Kirchen oft versucht waren. Denn der Neue Bund bezeichnet in der Schrift nicht nur einen universalen (der nicht auf das Volk Israel begrenzt ist, sondern sich auf alle Nationen ausdehnt) und einen unzerbrechlichen Bund, sondern bringt auch die Neuheit mit sich, dass er sich nicht mehr von außen her an die menschlichen Partner

richtet; er wird sie von innen her erneuern. Es war für die Apostel evident, dass die Gabe des Heiligen Geistes seither allen Glaubenden gewährt wurde. Johannes kann in seinem ersten Brief sagen (2,20): „Ihr alle habt das Wissen.“ Und für Paulus ist jeder Getaufte gerufen, sich „vom Geist leiten“ zu lassen und der Art und Weise Vertrauen zu schenken, in der dieser Geist ihn „beseelen“ und ihn „beleben“ kann. An dieser höchst persönlichen Wirklichkeit haben alle Glaubenden Anteil. Eine solche Belebung von innen her und eine solche Erkenntnis des Herzens sind nämlich nicht einer Elite vorbehalten, sondern allen Glaubenden geschenkt, damit sie in jedem Frucht bringen.

Dieser fast „mystische“ Aspekt des Neuen Bundes macht die Schönheit der Abhandlung Luthers über die „Freiheit eines Christenmenschen“ aus. An jeden Glaubenden richtet sich der Ruf zu reifen. Jeder trägt Verantwortung und hat sich dafür bereit zu machen, auf das Wort Gottes zu hören, so dass dieses sein Leben wirklich durchtränkt. Niemand kann sich der Pflicht entziehen, sich die eigenen Handlungsweisen bewusst zu machen. Die im Evangelium enthaltenen Ansprüche verlangen also eine innere Einwilligung, und dies ist nur möglich, wenn wir unaufhörlich im Inneren das Verzeihen Christi empfangen und zulassen, dass sich in uns eine persönliche Gemeinschaft mit ihm eingräbt, eine Gemeinschaft, in der man sagen kann: „Was Christus hat, das ist eigen der gläubigen Seele; was die Seele hat (ihre Schwachheit, ihre Sünden), wird eigen Christi.“

Es fällt nicht schwer zu begreifen, dass die der Einheit innenwohnende Spannung, von der vorhin die Rede war,

spürbar wurde, sobald dieser Aspekt des Neuen Bundes sehr nachdrücklich hervorgehoben wurde. Zur Zeit der Reformation wurde es schwierig, die Belastungsprobe dieser Spannung auszuhalten. Durch sie büßte die Kirche ihre Einheit ein. Die nichttheologischen (politischen, soziologischen und psychologischen) Faktoren haben im Übrigen ihrerseits viel zu diesem Bruch beigetragen. Die erwünschte Reformation hätte sich seinerzeit jedoch innerhalb eines größeren Leibes vollziehen müssen. Dies bekommen wir heute neu zu spüren: Das empfangene Erbe wird erst dann wirklich fruchtbar, wenn es in einen weiteren Kreis (um das Bild der konzentrischen Kreise aufzunehmen) hineingestellt wird.

In seiner *Ethik* erinnerte Dietrich Bonhoeffer die evangelischen Christen daran, dass es eine Gefahr darstellt, nur den Aspekt der Verkündigung des Wortes Gottes zu sehen, weil auf diese Weise in Vergessenheit gerät, was die Kirche *von sich aus* zu sein hat, um der Welt etwas zu bedeuten. Bonhoeffer zählte die Bereiche auf, in denen eine Verarmung spürbar geworden war: die Liturgie, die Kirchengenossenschaft, die persönliche Zucht, und insbesondere die Auffassung des pastoralen Dienstamts. Er ahnte, dass es auf diese Weise wesentlich mühsamer war, sich nicht der Welt anzugleichen, zum Beispiel in den großen ethischen Fragen.

Wenn ein Aspekt auf einseitige Weise hervorgehoben wird, wird er unversehens ausschließend. Es ist dann fast unvermeidlich, dass die, die vor allem jenem Aspekt anhängen, sich von denen entfernen, die dieser Linie nicht folgen. Sie schöpfen aus dieser übertriebenen Hervorhebung ihre Kraft. Können wir eine solche unvermeidliche

Entwicklung aufhalten und dem abgesonderten Aspekt wieder zu seiner wirklichen Fruchtbarkeit inmitten des Gesamten verhelfen, indem wir uns bewusster der Mitte nähern, dem lebendigen Christus?

Ich weiß, die Verwendung des Bildes von den konzentrischen Kreisen setzt voraus, dass man eine gewisse Sichtweise auf die Kirche hat, einen Blick, der sie jenseits von ihren Funktionen und Diskursen sieht und in ihr den gegenwärtigen Christus sucht. Christus macht das eigentliche Wesen der Kirche aus. Er wohnt nicht nur in jedem einzelnen Menschen. Er ist selbst der Leib, der Neue Mensch, denn er ist „alles in allen“ (Kolosser 3,11); er ist, was wir zusammen sind, wie er auch der Wesensgrund jedes Menschen ist. Er ist der gesamte Weinberg und wir sind „Reben an ihm“ (Johannes 15,2).

Frère Roger rief es oft in Erinnerung: Derselbe Blick, den wir auf einen Menschen richten (ein „mystischer“ Blick), ist auch nötig, um die Kirche zu begreifen: Es bedarf einer „mystischen“ Sichtweise, wie er sagte, der Vision, die die Kirchen orthodoxer Tradition durch ihr liturgisches Leben wohl am besten bewahrt haben. In diesem Fall bedeutet „mystisch“ keineswegs vom Wirklichen abgehoben, rein vergeistigt, überirdisch sein. Das Wort bezieht sich im Gegenteil auf ein Geheimnis, das wirklicher ist als alles andere: Jene ganz konkrete, menschliche, leibliche Kirche wird von der Gegenwart des Auferstandenen *bewohnt*. In ihm hat sie ihr ganzes Wesen. Dank seiner ist sie der Ort, wo die Zeit nicht mehr unter flüchtigen Konstruktionen zerbröckelt und wo der Raum sich nicht länger angesichts unüberwindlicher Abneigungen aufsplittert. Die Zwangsläufigkeiten

der Geschichte haben nicht mehr das letzte Wort über sie, weil von Christus her ein einender Lebensstrom einwirkt, der sie ganz und gar durchzieht. Er hat durch seine Menschwerdung die äußerste Unterschiedlichkeit der Menschen und ihre sämtlichen Schwächen auf sich genommen, um im Herzen der Schöpfung einen ewig jungen Leib zu bilden, in dem Frieden herrscht. Wie könnte man deshalb hinnehmen, dass er in seinem Leib zerteilt bleibt?

## Joseph und seine Brüder

In letzter Zeit kehrt oft eine Frage wieder: Warum gibt es so wenig Fortschritt in der sichtbaren Verwirklichung der Einheit, wo man sich doch überall bewusst geworden ist, wie wichtig diese Einheit ist? In den Beziehungen unter den Kirchen herrscht viel mehr Freundschaft als früher, aber warum gibt es so wenige konkrete Schritte, die zusammenfügen, was zwischen den Christen zerbrochen ist? Und schon ist die Furcht zu vernehmen: Stillstand bedeutet in Wirklichkeit Rückschritt.

Patriarch Athenagoras von Konstantinopel (gestorben 1972) meinte, wenn man Theologen aller Kirchen auf einer Insel im Bosphorus versammeln und zu ihnen sagen würde: „Ihr könnt sie erst wieder verlassen, wenn ihr die Einheit hergestellt habt“, so würden sie es schaffen. Er verleugnete dabei in keiner Weise alle bestehenden Probleme; er gab nur seiner Überzeugung Ausdruck, dass die Lösung dieser Probleme von der Dringlichkeit abhängt, die man dem Anspruch auf Einheit einräumt.

Am Ende des Buchs Genesis steht die Geschichte der Versöhnung zwischen Josef und seinen Brüdern (Kapitel 37-50). Eine eigentümliche Gegebenheit muss den Leser beeindrucken: Als die Brüder, die Josef beseitigen wollten, an den ägyptischen Hof kommen, um angesichts der Hungersnot, die ihren Tod bedeuten könnte, Hilfe zu erflehen, und sie vor dem Stellvertreter des Königs stehen, von dem sie nicht wissen, dass es Josef ist, vermeidet dieser sorgfältig, sich ihnen zu erkennen zu geben. Er hätte sie sofort umarmen und zu ihnen sagen können, dass es angesichts der Wiedersehensfreude nicht darum gehen kann, die Vergangenheit neu aufzurollen. Nein, mit unglaublicher Weisheit (ägyptischer Weisheit?) möchte er ihnen dazu verhelfen, sich bewusst zu machen, was in Wirklichkeit geschehen war.

Aus seinem Mund kommt kein einziges Wort, das sie niederschmettern könnte. Er klagt sie nicht an, er rächt sich nicht an ihnen. Sehr feinfühlig bewegt er sie dazu, sich an die vergangenen Ereignisse zu erinnern und dabei festzustellen, wie tief sie die grundlegendste Solidarität verletzt hatten, jene, die unter Brüdern gilt. Einer von ihnen, Juda, begreift, was auf dem Spiel steht: Er bietet sich an, am ägyptischen Hof „als Sklave an der Stelle des Kindes“ (Genesis 44,33) zu bleiben. Würde nämlich der Jüngste der Brüder, an dem der alte Vater am meisten hängt, gemäß der Forderung des Stellvertreters des Königs als Geisel genommen, würde der alte Vater darüber sterben. Er würde es nicht ertragen, von diesem Kind getrennt zu sein, er, der seinerzeit bereits Josef verlieren musste, den anderen Sohn derselben Mutter. Juda geht also bis zum Äußersten: Er erklärt sich bereit, den Platz

dieses Halbbruders einzunehmen, denn nur ein solcher Schritt beweist, dass die Solidarität redlich gemeint ist. Und als Josef das hört, bricht er in Tränen aus.

Wir haben uns als Christen verschiedener Konfessionen bereits reichlich all des Übels geziehen, dass wir einander durch Gewalt und Verachtung antun konnten. Indes, ein anderes Übel muss uns noch bewusst werden, ein tieferes Übel, auf den ersten Blick weniger grausam, aber in Wirklichkeit heimtückischer, das Übel der Zerteilung an sich. Es kann nicht darum gehen, Gelegenheiten zu gegenseitiger Wertschätzung und Anlässe für Zusammenarbeit aufzuschieben. Aber sind wir bereit, bis in ganz konkrete Taten hinein die Redlichkeit unserer Solidarität unter Beweis zu stellen und so dem Anspruch auf Einheit wirklich Dringlichkeit einzuräumen?